

## ■ Eisbrecher in Karlsruhe

Mit dem Karlsruher Institut für Technologie fusionieren erstmals ein Helmholtz-Institut und eine Universität.

In Karlsruhe wird derzeit Geschichte geschrieben im deutschen Wissenschaftssystem. Diese Einschätzung teilten alle Redner beim Gründungsfest des „Karlsruher Instituts für Technologie“ (KIT) Ende Februar. Bundesweit einmalig schließen sich das 1956 gegründete Forschungszentrum Karlsruhe (FZK), das zur Helmholtz-Gemeinschaft gehört, und die 183 Jahre alte Universität Karlsruhe zusammen. „Als Partnerschaft auf gleicher Augenhöhe“ werde das KIT „national und international neue Maßstäbe setzen – in qualitativer, quantitativer und struktureller Hinsicht“, sagte der baden-württembergische Wissenschaftsminister Peter Frankenberg. Zuvor hatten sich der Bund und das Land Baden-Württemberg auf die rechtlichen Rahmenbedingungen für die Fusion geeinigt und angekündigt, dass das KIT als sog. Körperschaft des öffentlichen Rechts gegründet werden soll.

Das KIT ist das zentrale Element des Zukunftskonzepts, dem die Universität Karlsruhe die Auszeichnung als „Eliteuni“ in der ersten Runde der Exzellenzinitiative verdankt. Bei einem Jahresetat von 600 Millionen Euro wird das KIT künftig rund 8000 wissenschaftliche Mitarbeiter beschäftigen. „Unter dem Leitmotiv ‚Eine Institution – zwei Missionen‘ steht das KIT modellhaft für eine ganz neue Qualität der Zusammenarbeit von zwei starken Partnern“, betonte Jürgen Mlynek, Präsident der Helmholtz-Gemeinschaft und künftiger Vorsitzender des KIT-Aufsichtsrats. So sollen die beiden Missionen einer Landesuniversität sowie einer Großforschungseinrichtung eng miteinander verzahnt sein. Dazu gehört, dass Wissenschaftler des Forschungszentrums die Fakultäten ergänzen und Wissenschaftler beider Institutionen gemeinsam über Berufungen und Fragen der Lehre entscheiden. Gleichzeitig bleiben die Kassen aber getrennt, sodass zum Beispiel keine Bundesmittel

aus der Helmholtz-Gemeinschaft in die Finanzierung von Studienplätzen fließen.

„Die Bedingungen für die Fusion sind in Karlsruhe ideal“, sagt der Vorstandsvorsitzende des FZK, Eberhard Umbach, der das KIT zunächst gemeinsam mit dem Rektor der Universität, Horst Hippler, leiten soll: Beide Institutionen sind im Hinblick auf Finanzen und Personal gleich groß, weisen ein ähnliches naturwissenschaftlich-technisches Portfolio auf, sind nur wenige Kilometer voneinander entfernt und arbeiten seit Jahren intensiv zusammen. Das KIT sei daher ein „Eisbrecher“, und Umbach hofft, dass „wir als Pioniere Breschen schlagen können, von denen alle profitieren.“ Den Mehrwert der Fusion sieht er in der Zentren- und Schwerpunktbildung in der Mikro- und Nanotechnologie, der Elementarteilchen- und Astroteilchenphysik sowie der Energieforschung: „Wir decken fast

die gesamte Energieforschung ab und werden in Europa vermutlich das größte Zentrum mit einer entsprechenden Ausstrahlung sein“. Die gemeinsame Berufungspolitik soll darüber hinaus schlagkräftige Projektstrukturen ermöglichen, um dringende neue Forschungsaufgaben, zum Beispiel zur Energiespeicherung mit Lithium-Hochleistungsbatterien, schnell anzugehen. „Das können wir innerhalb von einem halben Jahr mit allem drum und dran hochziehen“, ist Umbach überzeugt.

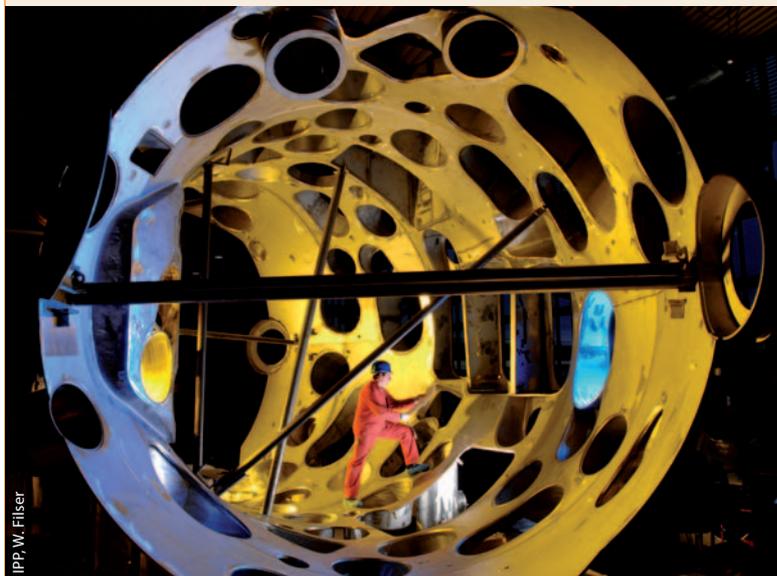
Noch gilt es die Details zu klären, die ein eigenes KIT-Gesetz regeln muss. Bis Anfang 2009 soll die Fusion abgeschlossen sein. Dann wird sich zeigen, ob die hochgesteckten Erwartungen realistisch sind und das KIT zu den internationalen Vorbildern wie dem Massachusetts Institute of Technology MIT vorstoßen kann.

Stefan Jorda

### WENDELSTEIN NIMMT FORM AN

Der Aufbau der Fusionsanlage Wendelstein 7-X schreitet planmäßig voran. Mit dem Fertigstellen der ersten beiden Halbmodule erreichte der stufenweise Zusammenbau des Großexperiments am Max-Planck-Institut für Plasmaphysik in Greifswald den ersten Meilenstein. Damit sind zwei Zehntel des inneren Kerns fertiggestellt und

werden nun zusammengefügt. Auch die industrielle Herstellung der wesentlichen Bauteile ist nahezu abgeschlossen. Der Aufbau der gesamten Anlage wird noch etwa sechs Jahre dauern. Mit Wendelstein 7-X soll untersucht werden, ob sich der Stellarator-Bautyp für den Dauerbetrieb als Fusionskraftwerk eignet. (AH/IPP)



IPP/W. Filsler